

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 13.

Elbing, den 17. Januar.

1894.

Gräfin Daron.

Roman von La Rosée.

17)

„Es half kein Bitten und keine Verzweiflung, ich mußte gehorchen. Nun bin ich da. Und Gott sei Dank, Sieglinde hat mich vergessen, sie lebt einen andern. Wer ist er? Erst muß unsere Trennung erfolgen, dann kann sie sich nochmals trauen lassen. Schnell hat sie sich in ihr Schicksal gefunden. Ich möchte, ich darf ihr keinen Vorwurf machen.“

Nachdruck verboten.

„Sieglinde ist ein eitles Weib, ohne Herz, ohne Geist,“ sagte traurig der Professor. Das Schlimmste aber, mein armer Leonhard, weißt Du noch immer nicht. Wenn ich Dir nicht schon längst das Geheimniß enthüllt habe, so war es, weil ich durch einen Schwur gebunden bin. Nun kann, nun darf ich mein Wort nicht länger mehr halten, ich bin verpflichtet, es zu brechen, und daß ich es bin, schmerzt mich tief. Damit Du es verstehst, muß ich Dir eine traurige Geschichte erzählen, wie sie oft im Leben vorkommen mag, die aber in Dein eigenes Geschick eingreifen wird. Du weißt, meine Eltern waren arm. Ich war das jüngste der sechs Kinder und den anderen ganz unähnlich. Schon mein Aeußeres wick bedeutend von dem meiner Geschwister ab, die alle schön, stark, gesund und blühend ausjahen. Ich hingegen hatte bleiche, kränkliche Gesichtsfarbe, häßliche Züge, schmale Schultern, enge Brust. Während meine Geschwister sich im Uebermuth der Jugend herumbalgten, spielten und lärmten, saß ich gewöhnlich von ihnen abseits, las oder dachte an die ernstesten Dinge, an die sonst Kinder nicht zu denken pflegen. Von zärtlicher Liebe wurde ich auch in meiner Jugend nicht verwöhnt. Der Vater achtete überhaupt wenig auf uns, er arbeitete vom frühen Morgen bis in die späte Nacht in seiner Werkstatt, um seine zahlreiche Familie ernähren zu können. Und die Mutter — ich glaube meine Häßlichkeit ärgerte sie, vielleicht schämte sie sich meiner, denn sie war eine ungewöhnlich schöne Frau. Meinen Geschwistern war ich zu langweilig, ich wollte nie mit ihnen spielen und gab mich nicht mit ihnen ab. So war ich in der Familie recht verlassen und traurig. Nur mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, ein Landpfarrer, schien Gefallen an

mir zu finden, denn er zeigte mir Zuneigung und Freundschaft und sorgte, daß ich später, als ich heranwuchs, studiren durfte, statt ein Gewerbe zu lernen, wie es meine Brüder thaten. Ihm verdanke ich unendlich viel.

Als ich mein vierundzwanzigste Jahr erreicht hatte, war ich eltern- und geschwisterlos. Eine tüchtige Krankheit raffte in einigen Jahren alle dahin, denen ich blutverwandt war. Und kurz nachher starb auch mein Gönner, der Pfarrer, der mir ein kleines Vermögen hinterließ. Zu meinem Glücke bekam ich auch bald eine gute Anstellung. Ich war ein junger Dozent und von meinen Kollegen sehr gut geehrt, obgleich ich so einsam wie möglich lebte und mich von jeder Geselligkeit, von jedem nähern Verkehr mit meinen Standesgenossen fern hielt. Ich lebte ganz für mich allein, nur für meinen Beruf, für mein Studium. Eine besehrte Dienerin, die ich gleich nach meiner Anstellung nahm, sorgte für mein leibliches Wohl. Ja, ich war nicht gesellig, nicht lebenswürdig, nicht schön, trotzdem fühlte ich so gut wie andere Menschen auch, daß wir nicht geschaffen sind, allein zu sein — ich sehnte mich nach Liebe, aber ich wagte nicht, mir eine Gefährtin für das Leben zu suchen. Ich war zu schüchtern, zu verzagt, scheu. Ich fürchtete, mich lächerlich zu machen, und suchte mein sehnsüchtiges Herz zu befeuern, das ungefüme Verlangen nach Glück zu unterdrücken. Aber es sollte auch meine Stunde schlagen.

Nach Jahren bekam ich einen sehr ehrenvollen Ruf nach München. Während der Ferien machte ich immer kleinere oder größere Touren in das bayerische Hochgebirge; bei diesen Wanderungen entdeckte ich in einem wunderbar schönen, wildromantischen Thale ein kleines Häuschen, das eben zu verkaufen war. Solch ein Besitzthum war mir schon lange erwünscht, ich konnte da in Ruhe und Zurückgezogenheit meine Ferien verbringen, statt von einem Orte zum andern zu eilen. Nachbarschaft war sehr wenig, außer einem Dorfe, das eine halbe Stunde vom Häuschen entfernt lag, war noch ein prächtiger Herrnsitz, ein großes, imponantes Schloß da, welches dem Grafen Zell-Bernastel gehörte. Ich ließ also mein neues Heim nach meinem Geschmack herrichten und kehrte zum ersten Male in meinem Leben wieder so recht vergnügt und zufrieden nach München zurück. Ich hatte, wie alle pedantischen Menschen, eine be-

stimmte Tageseintheilung. Von zwei bis vier Uhr ging ich täglich spazieren. Da traf es sich einft, als ich gerade in tiefsten Gedanken über ein eben begonnenes Werk dahin schritt, daß ein lauter, ängstlicher Schrei meine Aufmerksamkeit auf eine kleine Gruppe lenkte. Ein junges Mädchen ging mit zwei Kindern über die Straße, als ein scheu gewordenes Pferd daher raste und eines der Kinder umgerannt hätte, wenn sich nicht die Begleiterin der Kinder mit eigener Lebensgefahr vorgestürzt und so das Pferd zu einem Seitenstöße veranlaßt hätte. Die Dame und das Kind lagen am Boden, ich eilte hinzu, ihnen beizustehen. Das Kleine sprang sogleich wohlbehalten wieder auf, und auch die junge Dame erhob sich mit meiner Hilfe unbeschädigt wieder. Sie schlug die Augen zu mir auf — und lachte nicht! — Da war es um meine Ruhe geschehen. So schöne blaue Himmelsaugen, so viel Unschuld und Reinheit und so viel Dankbarkeit für den kleinen Dienst, den ich ihr geleistet! Es war das erste Frauenauge, das mit einem solchen Ausdruck in das meinige blickte. Und was mich am meisten wunderte, war, daß sich ihr seelenvolles Auge nicht mit Abscheu von meinem häßlichen Gesichte abwandte. Welch ein Glücksgerührt durchrieselte meine Nerven! Wie ein Schauer durchströmte es mich, wenn ich an diesen Blick dachte.

Von dieser Stunde an hatte mein Leben noch einen andern Zweck als das Studium, als das Ausführen meines Berufs. Ich suchte ihr, die mich bezaubert hatte, wieder zu begegnen, und es gelang mir leicht. Sie ging mit den Kindern beinahe jeden Tag denselben Weg und zur gleichen Stunde, ich konnte sicher sein, sie zwischen zwei und drei Uhr in der Ludwigsstraße zu sehen. Natürlich grüßte ich sie, und sie sah mich freundlich an und dankte. Schon dieser stumme Dank, das anmutige Neigen ihres kleinen Kopfes war für mich eine unnenntbare Sonne. Wie gesagt, ich war sehr schüchtern, deshalb getraute ich mir nicht, sie anzusprechen, obschon ich für mein Leben gern gewußt hätte, wer sie sei. Ich ging ihr von ferne nach und sah sie in ein großes, elegantes Haus in der Nähe des Siegesthores eintreten. Die Mutter der kleinen Mädchen war sie nicht, dazu erschien sie mir viel zu jung, und dann bemerkte ich auch, daß der Portier sie nicht ehrerbietig genug grüßte. Sie ist die Gouvernante, dachte ich. Das Haus gehört dem Grafen Zell-Bernastel, ich las es im Adreßbuche. Beim Lesen dieses Namens wurde mir ganz anders im Kopfe. — Mein Gott! Das ist ja der Besitzer von Bellried, dem großen Schlosse in der Nähe meines kleinen Häuschens. Welch ein Glück, wenn ich sie auch im Sommer auf ihren Spaziergängen sehen könnte! Meine Sonne dauerte aber nicht lange. Einmal sah ich sie nicht allein mit den Kindern die Ludwigsstraße heraufkommen, sondern ein hochgewachsener,

eleganter Herr in Uniform ging an ihrer Seite. Wer konnte das wohl sein? Vielleicht der Vater der kleinen Mädchen, dachte ich. Er schien aber ebenso entzückt über das zarte, schöne Gesicht der Erzieherin, wie ich, denn er beugte sich mit unverhohlener Bewunderung zu ihr nieder und sprach sehr eindringlich mit ihr. Sein Auge strahlte. — Mich ersaßte ein furchtbarer Grimm, die Wuth raubte mir beinahe den Athem. Dann kam ein namenloser Schreck über mich. Ich folgte ihnen in der Ferne. Sie gingen bis zum Dultplatze und wieder zurück in das Palais, in das auch er eintrat. Zum erstenmal überwand ich meine angeborene Scheu und fragte den Portier, wer jener Herr sei, der mit den Kindern gegangen sei. Er sah mich erstaunt über meine Keckheit an und sagte: „Das ist der Bruder unserer Gräfin“. Er blieb ihr also immer nahe, während ich ihr so ferne war. Sie kam mir unerreicherbar vor, dennoch sann ich nach, ob es nicht klüger wäre, ich ginge direkt zur Gräfin und hielt um die Hand der Gouvernante ihrer Kinder an. Aber mußte sie mich nicht für einen eiteln, lächerlichen Narren halten, da ich nicht einmal den Namen meiner Angebeteten wußte und das Fräulein mich gar nicht kannte? Vielleicht könnte ich sie mir doch erringen, dachte ich, denn ich bin in der Lage, ihr eine angenehme, sorgenfreie Häuslichkeit bieten zu können, aber meine angeborene Zaghaftigkeit hielt mich immer davon ab.

So schwand der Winter und das Frühjahr dahin. Eines Abends ging ich wie alle Tage vor dem Palais des Grafen Zell-Bernastel auf und ab, da kam sie in Mantel und Kapuze heraus. Wie mir das Herz klopfte — schon war ich im Begriff, auf sie zuzugehen, sie anzusprechen, allein der Diener, welcher hinter ihr mit einem Opernglas schritt, hielt mich wieder ab. Sie ging in's Theater, ich that es natürlich auch. Ich nahm einen Platz, von dem aus ich alle Bogen übersehen konnte. Ich hatte sie bald entdeckt, sie saß in der zweiten Reihe, erst ganz allein, aber nach dem dritten Akte da kam er, den ich wie einen bittersten Todfeind glühend habte! Vor dem Ende erhob er sich und verabschiedete sich von ihr, so kam es mir wenigstens vor. Schon athmete ich erleichtert auf. Ich war jetzt fest entschlossen, so unpassend es auch sein mochte, sie anzusprechen, ihr meine Liebe zu erklären und ihr meine Hand anzubieten.

Ich eilte an die Ausgangsthüre, wo sie vorbeistrafte. Da stand auch schon ihr Diener und wartete auf sie. Ich stellte mich neben ihn und sah zu meiner peinlichsten Ueberraschung auch den Bruder der Gräfin herankommen, der dem Diener einige Worte sagte, worauf dieser sich tief verbeugte und sich entfernte. Er wollte das Mädchen allein nach Hause bringen. Ich halte die Faust, nur mit Mühe hielt ich an mich, nicht auf ihn zu stürzen und ihn nieder zu schlagen. Und dann kam sie.

Unter der Menge sah ich sie schon von weitem, ihr zartes, weißes Gesichtchen leuchtete förmlich unter der hellen Kapuze hervor. Als sie ihm näher kam, gewahrte ich tiefes Erröthen, und ach! den erfreuten Blick ihres seelenvollen Auges. — Ich fühlte es an diesem Blicke, daß ich sie verloren, daß ich häßlicher Bedant zu spät kam. — Sie liebte ihn — ich mußte es. — Todttraurig und bittere Verzweiflung im Herzen schlich ich ihnen nach. Sie gingen sehr langsam, manchmal blieben sie stehen, er schien sehr eindringlich mit ihr zu sprechen. Ach, wie endlos lang mir die Ludwigstraße vorkam in dieser Nacht! Einige Schritte vor dem Palais beugte er sich, küßte ihre Hand und kehrte durch das Siegesthor in die Stadt zurück. Ich wartete, bis sie in das Palais eintrat, bis das Thor sich hinter ihr geschlossen hatte. Mir war, als hätte ich eben mein Liebstes, mein Einziges auf Erden begraben. Ich kam nun nicht mehr, sie zu sehen, denn ihr Anblick that mir unsagbar weh. — Mit aller Kraft suchte ich ihr holdes Bild aus meinem Herzen zu reißen. Velnahereute mich jetzt der Ankauf meines Häuschens, weil es so in der Nähe der gräßlichen Bestattung lag. Vielleicht aber kam sie gar nicht nach Belkred, vielleicht führte der junge, stolze Herr sein Weib — denn daß er das holdste aller Geschöpfe zu seiner Gemahlin machen würde, schien mir zweifellos — weit hinweg aus dieser einsamen Gegend.

Schon im Mai zog ich in mein Häuschen, wo ich beabsichtigte, ein größeres Werk über die Aesthetik zu schreiben. Meine Ruhe sollte nicht von einer langen Dauer sein; denn im Juni kam die Herrschaft nach Belkred, und bald sah ich sie wieder täglich wie in der Stadt die kleinen Mädchen spazieren führen. Wir begegneten uns sehr oft und ich konnte nicht umhin, sie so ehrerbietig wie sonst zu grüßen. Sie dankte mir mit demselben holdseligen Lächeln, aus dem ich entnahm, daß sie mein häßliches Gesicht noch in Erinnerung hatte. Manchmal auch führte er sie am Arme, und ich konnte wohl kaum im Zweifel sein, daß es ein glückliches Brautpaar war. Statt Ruhe in meinem stillen Heim zu haben, war jetzt nur Jammer bei mir eingelehrt. Ich litt an rasender Eifersucht. Ich konnte mir nicht helfen, konnte die unselbige Vedemichast zu dem Mädchen nicht besiegen. Meine alte Haushälterin, eine treue, mir ergebene Person, die einzige auf der weiten Welt, die Antheil an meinem Leiden nahm, glaubte mich körperlich krank und quälte mich mit steten Fragen. Sie wollte durchaus, daß ich einen Arzt konsultirte, bis ich sie einmal in meinem Zorn tüchtig anfuhr und mir alle weiteren Fragen verbot.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine schreckliche Tragödie hat sich jüngst in Rußland abgepielt. In der

Nähe der Stadt Lugansk im Gouvernement Jekaterinoslaw wurde die ganze Familie des Beamten Stanislaus Artsimowitsch unter folgenden Umständen ermordet. Artsimowitsch wohnte in seinem Landhause, das er vor kurzem gekauft hatte. Mit ihm wohnten sein Weib, sein fünfjähriges Söhnchen, eine Kammerfrau, eine Haushälterin und ein Pförtner. Vor einigen Tagen begab sich einer der Beamten des Gerichts, bei welchem Artsimowitsch den Vorsitz führte, nach dem Landhause, um von seinem Chef einige Schriftstücke unterzeichnen zu lassen. Als er auf sein wiederholtes Klingeln und Klopfen keine Antwort erhielt, und als er sah, daß die Thüren fest verschlossen waren, begab er sich zum Polizeibureau, wo er über seine Beobachtung berichtete. Nachdem die Polizisten die Hausthür erbrochen hatten und in die Wohnung des Richters eingetreten waren, fanden sie die Leichen Artsimowitschs, seiner Frau, seines Sohnes und der Köchin, alle vier lagen in einer Blutlache und wiesen am Schädel tiefe, mit einem Beile beigebrachte Wunden auf. Die Wohnung war vom Boden bis zum Keller ausgeplündert. Da die Kammerfrau und der Pförtner verschwunden waren, wurde es bald offenbar, daß die Urheber des schrecklichen Verbrechens nur diese beiden Personen sein könnten. Sie hatten jedoch Zeit gehabt, sich in Sicherheit zu bringen, da der vierfache Mord nach der Feststellung der Aerzte zwei bis drei Tage vorher, d. h. vor dem Tage, an welchem er entdeckt wurde, begangen worden war. Die einzige Spur, die die Polizei bis jetzt von den Mördern hat, besteht in der einen Tag später geschehenen Auffindung des Beiles und der Kleidungsstücke des Pförtners, die in einer Wasserrinne lagen; der Pförtner war der Liebhaber der Kammerfrau.

— Eine literarische Oesteria. Aus Rom, 4. Januar, wird geschrieben: Felicetta ist gestorben! Obwohl sie Baebeker nicht nennt, gehörte sie jedoch zu den Merkwürdigkeiten der Stadt, allerdings nicht zu denen, die der Romfahrer aussucht. Felicetta war ostessa, das heißt die Eigenthümerin einer bescheidenen Weinschenke, die am Ballettheater gelegen ist und dieser Lage ein gutes Stüch ihrer Berühmtheit verdankt. Komödianten, Journalisten, Autoren wählten sie zu ihrer Stammneipe, in der sie nach Mitternacht, wenn drüben das Spiel beendet war, Fragen der Kunst und des öffentlichen Lebens mit der Leidenschaftlichkeit ihres jüdischen Temperaments bei vortrefflichem Wein behandelten. Hier traf man in vergangener Zeit Pietro

Coffa und Felice Cavallotti und selbst Giose Carducci verschmähte nicht, wenn er nach Rom kam, eine Nacht in dem Kreise geistprühender und talentvoller Künstler zu vollbringen. Felicetta, die ostessa, stand bei ihren Gästen in hoher Achtung. Sie war freundlich, hielt auf guten Wein, gute und billige Nahrung und erwarb sich um ihre Kundschaft dadurch ein besonderes Verdienst, daß sie ihren Schank bis zu sehr vorgerückter Stunde geöffnet hielt, während selbst das Café Aragno bereits um Mitternacht seine Pforten schließt. Ob mit Felicettas Tode auch das unter ihrer Leitung berühmt gewordene Wirthshaus zu existieren aufhört, ist noch nicht bekannt, aber die Stammgäste hoffen, daß es von Elvira, der Schwester und bisherigen Gehilfin der Verstorbenen, der Felicetta bare 146,000 Lire zurücklassen konnte, fortgeführt wird.

— **Ein vollständiges Exemplar eines Plesiosaurus** und mehrere Exemplare von Ichthyosaurus sind zu Holzmaden in Württemberg in der oberen Liassformation aufgefunden worden. Der Plesiosaurus besteht aus einem 3 m langen und 1,45 m breiten Skelett, das ganz vorzüglich erhalten ist. Es liegt in natürlicher Lage auf einem Schieferstück und läßt alle Einzelheiten genau erkennen. Dasselbe ist in sachgemäßer Weise präparirt worden. An dem Skelett sind auch Hautreste aufgefunden worden, die ergeben, daß der Plesiosaurus, wie auch die Wissenschaft angenommen hatte, zu den Nachhäutern gehörte. In Deutschland ist es der erste derartige Fund, da bisher nur Knochenreste vorhanden sind. An den Ichthyosaurusfossilien sind große Stücke Haut erhalten geblieben, was ebenfalls zu den größten Seltenheiten gehört, indem bisher nur ein derartiges Exemplar in England vorhanden war. Wie verlautet, soll das Skelett des Plesiosaurus und ein Skelett des Ichthyosaurus für das Berliner Museum für Naturkunde erworben werden.

— **Werther's Leiden.** Ein französisches Blatt erzählt folgende hübsche Geschichte, die den Beweis erbringt, daß man eine sehr große Sängerin sein kann, ohne deshalb einen blauen Dunst von der Literatur zu haben. Mme. Catalani wurde einst zur Hofstafel in Weimar beigezogen und erhielt ihren Platz neben Altmeister Goethe, wodurch die Sängerin ganz besonders ausgezeichnet werden sollte. Mme. Catalani hatte aber keine Idee von der Existenz eines Goethe, und nur seine imposante, majestätische Gestalt und die Ehrfurcht, mit der man ihn behandelte, veranlaßte sie, ihren anderen Nachbar zu

fragen, wer dieser Herr sei. „Das ist der berühmte Goethe!“ — „Ah so!“ sagte die Catalani, „aber ich bitte Sie, es fällt mir gerade nicht ein . . . welches Instrument spielt er?“ — „Das ist kein Musiker,“ sagte der gefällige Nachbar, „er ist ein Dichter — der Dichter von „Werther's Leiden“. Sie werden doch um Himmels willen schon etwas von ihm gelesen haben!“ — „Ja, ja, jetzt erinnere ich mich“, sagte die Catalani, und sofort wendete sie sich an Goethe mit den Worten: „Ach, mein Herr, Sie haben keine Idee, welch' Ane Verehrerin des „Werther“ ich bin!“ Goethe antwortete mit leichter Verbeugung für dieses schmeichelhafte Compliment. „Noch in meinem Leben,“ fuhr die lebhafteste Dame fort, „habe ich nicht herzlicher lachen müssen als bei der Erstaufführung in Paris. Es ist eine ganz capitale Farce, und sie war auch immer sehr gut besucht.“ — „Madame“, antwortete Goethe erstaunt, „Werther — eine Farce?“ — „Nun ja“, antwortete die Catalani, „ich schwöre Ihnen, ich habe noch nie so gelacht, ja, ich muß noch jetzt lachen, wenn ich daran denke; es ist aber auch zu komisch.“ Es stellte sich aber bald heraus, daß Mme. Catalani von einer schlechten Parodie des „Werther“ sprach, worin die Sentimentalität des Romans ins Lächerliche gezogen wurde. Den ganzen Abend war Goethe mißgestimmt, und auch Mme. Catalani verlor ihren ganzen Credit und wurde zu keiner Hofstafel mehr zugezogen.

— **Auch Japan hat seinen „Jad“, den Aufschlitzer.** Die letzte japanische Post bringt die Nachricht, daß der „Jad der Aufschlitzer“ Japans, Kobayashi Mitsuya, hingerichtet worden ist. Mitsuya begann seine Mörderlaufbahn um die Mitte des letzten Jahres in Mayebashi. Er pflegte in billigen Logirhäusern abzustiegen und auf der Straße als fahrender Priester und taubstummer Bettler herumzulungern. Auf diese Weise bekam er Einsicht, wie es in den Häusern ausah, in welche er Nachts einbrechen wollte. Bloßer Diebstahl genügte seiner Verbrechernatur bald nicht mehr. Er begann Frauen an einsamen Orten zu erwürgen und zu verstümmeln. In seinem letzten Prozesse konnten ihm 3 Morde nachgewiesen werden. Er hat aber entschieden weit mehr auf dem Gewissen. Eine ganze Anzahl von Leichen ermordeter Frauenzimmer ist nämlich in den letzten Monaten in Mayebashi aufgefunden worden.